Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 20 Bydgoszcz / Bromberg, 26. Januar 1938

Menschen unterwegs

Roman von Hanna Passer

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Blandine braucht unverhältnismäßig lange zum Lesen dieses Briefes. Und selbst, als sie den Bogen endlich sinken läßt und ihn mechanisch zusammenfaltet, spricht sie noch nicht gleich.

„Was denken Sie . . .?" fragt Helbing schließlich zögernd.

„Daß man Bernd erst unmittelbar vor Fechners Besuch etwas davon sagen darf, um ihm Hangen und Bangen zwischen Furcht und Hoffnung möglichst zu ersparen. Das würde ihn nach allem, was er seelisch schon durchlitten hat, zu sehr zermürben und die Gefahr heraufbeschwören, vor der dieser sehr seelenkundige Chirurg hier ausdrücklich warnt."

„Ja . . . das leuchtet mir ein . . . und . . . und werden Sie es ihm dann sagen, Frau Blandine . . .?"

„Nein. Das bleibt Ihnen überlassen. Das müssen Sie schon tun, lieber Helbing, und damit den Beweisen Ihrer Freundschaft die Krone aufsetzen."

„Wie Sie wollen, Frau Doktor. Nur Sie haben zu bestimmen. Aber, was sagen Sie sonst? Ich meine, zu der Sache an sich?"

„Ich möchte beten, daß es keine Enttäuschung für Bernd wird, denn ich glaube, die würde er kaum mehr ertragen." Blandines Stimme ist schwer und schleppend.

„Sollen wir dann vielleicht besser überhaupt nichts riskieren? Ich meine, alles so lassen, wie es ist in seinem schwer erkämpften Frieden?" fragt Helbing atemlos.

„Nein", entscheidet Blandine fest und klar, „da wir auf Fechner aufmerksam gemacht wurden, ist es unsere Pflicht, diesem Fingerzeig nachzugehen. Und bei des Dozenten bisherigen Erfolgen ist doch die Hoffnung gegeben . . ."

„Nicht wahr?" nimmt Helbing fast gierig auf, „es kann doch alles gut werden . . . es muß eigentlich. Sie glauben es im Grunde auch . . . Und wenn Bernd geheilt wird, dann . . . dann werden . . ."

„Bitte, jetzt keine Pläne machen", sagt Blandine, und ihre Stimme verrät nun doch das Übermaß der Erregung, die in ihr tobt. „Verstehen Sie mich recht", setzt sie mit einer rührend hilflosen Handbewegung hinzu, „und . . . fahren Sie mich nun heim . . . bitte . . ."

Er tut, was sie verlangt. Ergeben. Beflissen. Als jener besondere Freund des Hauses, der er nun mal ist . . .

Und möchte sie in ihrer lichten Zartheit doch am liebsten in seine Arme schließen, ganz fest und stark, und seine zärtliche Liebe tief in ihr verschlossenes Herz senken . . .

*

Seit diesem Gespräch, das ihn in einem schwerwiegenden Geheimnis mit Blandine eint, ist Helbings Stimmung ausgeglichener.

Er widmet sich seinen geschäftlichen Angelegenheiten mit aller nötigen Sammlung und jener Hingabe, welche die ideelle Seite dieser deutschen Schwestergesellschaft der holländischen Firma in ihm auslöst.

Die Feierstunden verbringt er nun nicht mehr ausschließlich in der Moltkestraße, sondern oft auch in Lorenz' Dahlemer Villa, und bald verbindet ihn herzliche Sympathie mit des Bankiers Schwester.

Es versteht sich von selbst, daß er bei Rainer viel und gern von Edith Lorenz spricht. Nie aber erwähnt er dort Felicitas, der er — wenn auch nicht immer, so doch oft — bei seinen Besuchen im Hause Lorenz begegnet.

Diese meist flüchtigen Zusammentreffen im Beisein Dritter ändern nichts an der stillen Gegnerschaft, die sich seit jenem ersten Sonntag in Dahlem zwischen ihm und der schönen Olgers herausgebildet hat. Sprungbereit liegt Feindschaft auf der Lauer unter dem Deckmantel äußerlicher Höflichkeit.

Bis zu jenem Sonnabendnachmittag, da Felicitas Helbing nach seinem Besuch bei Edith Lorenz bittet, sie doch in seinem Wagen bis zur Stadt mitzunehmen, wo sie mit einer früheren Bekannten eine Kaffeehausverabredung habe.

Helbing fährt mit gutem Tempo über Schmargendorf und nähert sich bald dem Kurfürstendamm, als er Felicitas, die stumm eine Zigarette raucht, fragt:

„Nach welchem Café soll ich Sie bringen?"

„Oh, das ist egal", entgegnet das Mädchen gleichgültig.

Helbing, im Glauben, nicht richtig verstanden zu haben, stoppt und fragt:

„Wie, bitte . . .?"

Felicitas' meergrüne Augen verengen sich zu einem Schlitz, aus dem ein spöttischer Blitz den Mann trifft. Und ebenso spöttisch ist die Stimme, mit der sie antwortet:

„Sie werden staunen. Ich habe nämlich gar keine Verabredung . . . Als ich Sie bat, mich mitzunehmen, gelüstete es mich lediglich nach einem trauten Alleinsein mit Ihnen . . . Na, was sagen Sie nun?"

„Daß ich nicht ganz verstehe, mein gnädiges Fräulein."

„Und daß Sie auch nicht entzückt sind, das, mein Herr Helbing, zeigen Sie ganz deutlich. Es ist wenig schmeichelhaft für mich, aber ich sehe ein, daß ich keine Chancen bei jemandem haben kann, dessen Typ die schlichte Unscheinbarkeit einer blond-verwaschenen ehemaligen Kanzleiangestellten, jetzt erfolgreichen Rechtsanwältin ist."

„Was bezwecken Sie mit Ihren verletzenden Bemerkungen, Fräulein Olgers?"

„Eine Aussprache, eine offene Aussprache mit Ihnen, Herr Helbing, nach der Ihr biederes Gemüt, so wie ich es einschätze, eigentlich lechzen müßte. Sehen Sie, es soll doch einmal zwischen uns gesagt werden, daß wir Bescheid umeinander wissen, hm?"

„Sie bedienen sich allerdings reichlich merkwürdiger Ausdrucksformen, mein Fräulein."

„Tja, wenn ich mal wirklich aufrichtig bin, dann bin ich es eben ganz und gar. Dann kennt meine Aufrichtigkeit sozusagen keine Grenzen. Und deshalb sollen Sie auch

wissen, daß ich die Einladung der guten Edith mit der Absicht herausgefordert habe, mich hier als Frau Lorenz zu versorgen. Ich muß unbedingt rasch eine gute Partie machen; denn die kostspieligen Passionen meines Herrn Papa haben unsere Finanzen bös zerrüttet . . . Damals, als Bernd Rainer sich um mich bewarb, habe ich allerhand Körbe ausgeteilt, die mir jetzt leid tun. Rückgängig machen läßt sich da nun nichts mehr; man kann lediglich danach trachten, einen Ausgleich zu schaffen. Zu diesem Zweck bin ich bei den Lorenzens. Den Alten mache ich schon kirre. Und von Ihnen erwarte ich, daß Sie meine Kreise nicht stören."

„Ich mische mich grundsätzlich nicht in fremde Angelegenheiten, Fräulein Olgers." In Helbings Ton liegt seine ganze Verachtung.

Doch das berührt das elegante Gebilde an seiner Seite, in dem Komplet aus mandelgrünem Modestoff, blutwenig.

„Da haben Sie vollkommen recht", sagt Felicitas gleichmütig. „Und Rainer, der die Geschmacklosigkeit beging, sich von einer ehemaligen Angestellten um den Preis einer Heirat die Kanzlei erhalten zu lassen, diesem Ihrem Freund werden Sie ja sicherlich schonungsvoll verschwiegen haben und weiter verschweigen, daß und wie Professor Olgers' Tochter wieder in Ihren Gesichtskreis getreten ist."

„Darüber können Sie tatsächlich durchaus beruhigt sein."

„Na, sehr schön. Und jetzt will ich mich noch weiter sichern, indem ich hier flink aussteige, sonst erschlagen Sie mich am Ende doch noch aus lauter sittlicher Entrüstung..." Damit ist Felicitas rascher verschwunden, als Helbing eine Erwiderung finden kann.

Vollkommen unmöglich ist es ihm aber, in dieser Gemütsverfassung noch ins Rainerhaus zu gehen, wo er erwartet wird.

Von einem Telephonautomaten ruft er Blandine an, entschuldigt sein Fernbleiben für diesen Abend mit Kopfschmerzen.

Er fährt nun wirklich nach Hause und schreibt Ilse Wagner einen langen, ausführlichen Brief . . .

*

In der meisterhaften Wiedergabe des Orchesterkonzerts der Wiener Philharmoniker klingt der Schubertschen h-moll-Sinfonie bittersüße Schwermut aus dem Lautsprecher des Radio . . . Zauberhaft verschwebt die unsterbliche Melodie in dem hohen Raum, darin Helbing dem blinden Freund im tiefen Klubsessel der Rauchecke gegenübersitzt.

Während seines heutigen Besuchs hat er den Eindruck einer an Verstimmung grenzenden, nachdenklichen Zerstreutheit Bernds gewonnen. Mühselig und krampfhaft hatte sich dabei die Unterhaltung über aktuelle Tagesfragen hingeschleppt, um schließlich gänzlich zu versickern.

In seiner Unschlüssigkeit, ob eine direkte Frage nach Grund und Ursache der Nervosität des Freundes am Platze sei, hat Helbing seine Zuflucht zum Radio genommen und jene Musik eingefangen, deren sanfte Gewalt auch hier ihre Wirkung nicht verfehlte . . .

Bernds Züge haben sich entspannt, die fahrigen Bewegungen, mit denen er Lords dichtes Fell mehr gezaust, als gestreichelt hat, haben sich geglättet. Und nun sagt er aufatmend:

„Das hat sehr gut getan, alter Franz . . . jetzt drehe aber doch wieder ab . . . ich . . . ich möchte dich nämlich etwas fragen . . ." Und nachdem er das Knacken abgewartet hat, mit dem Helbing das Gerät ausschaltete, setzt er langsam, betont fort: „Glaubst du, daß Dina . . . geizig ist . . . ich meine, du hast sie doch nun genügend kennengelernt. Hast du dabei den Eindruck gewonnen, als sei sie sehr materiell veranlagt, sozusagen versessen aufs Geld...?"

„Aber, Bernd, um Gottes willen, wie kommst du auf diese lächerliche Annahme?!"

Der Ton, in dem Helbing diese Worte mehr herausstößt als spricht, drückt so sehr vorwurfsvolle Zurechtweisung aus, daß er dem Freund damit allein schon eine erschöpfend verneinende Antwort gibt.

„Das scheint Bernd entschieden zu erleichtern.

„Hm . ." sagt er, „es ist mir sehr lieb, daß du diesen meinen Gedanken für so völlig abwegig hältst. Er hat mich bedrückt . . . gequält, mir allerhand zu schaffen gemacht . . . Weißt du, wenn man so in des Wortes wahrster und schmerzlichster Bedeutung im Dunkeln tappt, gerät man unversehens in ein Labyrinth . . ."

„Ja, aber woher nimmst du denn überhaupt auch nur die Spur eines Anlasses zu diesem unmöglichen, beleidigenden Argwohn?" kann Helbing sich nicht beruhigen.

„Ach, das kam so. Da ist doch Dina behördlicherseits vom Tode eines ihr übrigens völlig unbekannten Vetters ihres verstorbenen Vaters verständigt worden, nach welchem sie als einzige, beziehungsweise letzte Anverwandte erbberechtigt ist. Die gesamte Hinterlassenschaft des pensionierten Schullehrers Mathesius aus Wernigerode beziffert sich nach Abzug der Begräbniskosten und Ebnung sonstiger kleiner Zahlungen auf etwa 1200 Mark. Eine Summe, auf die meiner Meinung nach seitens meiner Frau unbedingt zugunsten der sicherlich recht bedürftigen Schule oder Wernigeroder Gemeinde zu verzichten wäre. Aber, nein! Dina erklärt mir zu meinem nicht geringen Erstaunen — um hier kein anderes Wort zu gebrauchen — mit aller Entschiedenheit, daß sie fest entschlossen sei, diese Erbschaft unbedingt anzutreten."

„Ich will gern zugeben, daß das Verhalten deiner Frau in dieser Erbschaftssache so seltsam ist, daß ich im Augenblick auch keine Erklärung dafür finde. Das ändert aber nichts an der unumstößlichen Tatsache ihrer über jeden Verdacht und allen trügerischen Schein erhabenen menschlichen Qualitäten . . ." Helbings starke innere Bewegung zittert in seiner Stimme.

Der andere nickt vor sich hin.

„Mein lieber Franz, ein halber Mensch wie ich verfällt allzu leicht in Irrtümer; fehlt ihm doch so unendlich viel zur richtigen Beurteilung von Menschen und Dingen . . ."

„Bernd . . ." will Helbing beschwichtigen.

„Es ist schon gut, alter Junge", wehrt der Blinde mit freundlicher Bestimmtheit ab. „Mir geht es dabei noch gar nicht so schlecht. Habe das dankbar anerkannte, große Glück, einen Freund zu besitzen, der mir zu dem Geschenk seiner Treue auch noch seine Augen leiht. So wird mir also immerhin geborgt, was ich brauche und Erkenntnis doch vermittelt . . . Das ist gut und schön."

Erschütterung macht Helbing stumm.

Eine Pause der Verhaltenheit entsteht.

Dann bittet der Blinde:

„Jetzt könntest du das Radio aber wieder einstellen, Franz . . ."

Helbing dreht an den Knöpfen des Geräts.

Musik rauscht auf und senkt sich in die bereiten Gemüter der Menschen, sänftigt den Aufruhr ihrer Empfindungen, gießt Trost, Hoffnung und Freude in ihre Herzen, spendet Ruhe, Frieden und Vergessen . . . .

Beethovens Leonoren-Ouvertüre triumphiert . . .

*

Bevor Helbings Gedanken dennoch rätselnd um Blandines merkwürdige Einstellung zu Geld und Geldeswert kreisen können, wird ihnen eine andere Richtung gewiesen, in der sie restlos aufgehen

Dozent Fechner ist in Berlin eingetroffen und hat sich sogleich telephonisch bei ihm gemeldet.

Ungesäumt hat er Blandine davon benachrichtigt mit der Bitte, gegenwärtig zu sein, wenn er Bernd die notwendigen Eröffnungen macht.

Mit überraschender Ruhe hat sie der Blinde aufgenommen. Ob diese Ruhe gewaltsam erzwungen oder tatsächlich ein getreuer Spiegel seiner Empfindungen war, haben weder der Freund noch die Frau zu durchschauen vermocht.

Und nun findet in Bernds Zimmer die entscheidende ärztliche Untersuchung statt. Nur Helbing ist zugegen, während Fechner, der feine Psychologe, seine Anwesenheit nach Möglichkeit in die Form eines gewöhnlichen Besuches zu kleiden versucht. Seine warme Stimme findet im Plauderton gute Worte, die das seelische Gleichgewicht wahren, indes die Geschicklichkeit seiner ebenso exakt wie leicht arbeitenden Chirurgenfinger kein körperliches Unbehagen aufkommen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Gonella der Narr.

Erzählung von Christan v. Kleist.

Der Herzog Bonzo von Ferrara ist krank. Ein hartnäckiges Fieber plagt ihn, vor dem die Kunst der Ärzte versagt. Wo jedoch die Weisheit der Gelehrten endet, da beginnt zuweilen der Witz des Narren.

Gonella ist zu Ausgang des Mittelalters ein berühmter Narr am Hof von Ferrara. Seine Witze und Streiche sind weithin beliebt und bekannt. Manchmal jedoch überschreitet er die Grenze des Anstands und wird dafür bestraft.

Auch die Herzogin wollte ihn einmal strafen. Sie gebot ihren Mägden, sich mit Ruten zu bewaffnen und, wenn Gonella vor ihr erschiene, ihn zu züchtigen. Gern waren die Mägde zur Hand, den Wunsch der Herrin zu erfüllen, denn auch sie hatten oft persönlich den Übermut des Narren erfahren. Als Gonella kam, gewahrte er sofort, daß ihm Strafe drohe. Er entzog sich ihr keineswegs, wollte sich gern unterwerfen, nur bot er, eine Bedingung stellen zu dürfen: das Mädchen nämlich, das er am meisten geküßt hatte, sollte den ersten Schlag gegen ihn führen. Da nun keine als loses Frauenzimmer erscheinen wollte, führte keine den ersten Schlag, und die Züchtigung unterblieb vollends.

Nun aber war Gonellas Herr erkrankt, und selbst sein Leibarzt, ein weiser, alter Araber, wußte scheinbar keine Hilfe. Wohl konnte der Herzog noch vormittags bei günstiger Witterung eine Stunde am Ufer des Flusses spazieren gehen, aber die schleichende Krankheit zehrte seine Kräfte immer mehr auf, und eine große Schwermut bemächtigte sich seiner.

In tiefem Nachdenken streicht der Leibarzt mit seinen Fingern die weißen Strähnen seines Bartes und sagt zum Narren: „Wohl wüßte ich ein Mittel, aber es ist gewagt und sehr gefährlich: ein großer Schreck könnte vielleicht Hilfe bringen" — doch als hätte er schon zuviel gesagt, hüllt er sich wieder in grüblerisches Schweigen. Gonella aber glaubt, den alten Orientalen sofort verstanden zu haben, und weiß Rat. Ein kaltes Bad und ein tüchtiger Schreck mußten doppelte Wirkung haben und Genesung bringen: als der Herzog am folgenden Morgen am Ufer des Flusses spazieren geht, stößt ihn der Narr unversehens an einer untiefen Stellen ins Wasser. Vorher hat er einen Schiffer von seinem Vorhaben unterrichtet und ihn dazu überredet, in einem Kahn im Schilf verborgen zu warten, bis sein Herr ins Wasser fällt, um ihn dann sogleich hinauszuziehen. Es geschieht, wie verabredet — und tatsächlich wird der Kranke vom Fieber befreit.

Diese Tat jedoch, so meint der Rat des Herzogs, kann nur als frecher Übermut, ja als Beleidigung seiner Durchlaucht gewertet werden. Das Konsilium erkennt auf Todesstrafe. Der Herzog aber will, da er von seiner Krankheit geheilt wurde und keine böse Absicht vorlag, Gnade walten lassen. Er mildert die Strafe und verfügt nur die Verbannung Gonellas aus seinem Land. Er warnt ihn, jemals wieder den Boden Ferraras zu betreten, da er dann das Urteil des Rats vollziehen lassen würde.

Gonella geht nach Padua und bleibt einige Jahre dort. Dann aber treibt ihn die Sehnsucht zur Heimkehr. Er baut sich einen großen Korbwagen, füllt ihn mit der Erde Paduas und fährt nach Ferrara zurück. Man erkennt ihn sofort und will ihn verhaften. Er jedoch beteuert, daß er sich ja auf der Erde Paduas befinde und den Boden Ferraras nicht betreten habe. Doch auch dieser Scherz hilft ihm nichts. Er wird gefangengenommen und ins Verlies gebracht. Hier soll er auf seine Hinrichtung warten.

Doch auch diesesmal will der Herzog den Übermut seines Lebensretters nicht mit dem Tode bestrafen. Er befiehlt, dem Narren einen Eimer kalten Wassers über den Kopf zu gießen, wenn er sein Haupt auf den Richtblock legen würde. Damit wäre dann sein Vergehen gesühnt.

Gonella aber wird selbstverständlich in dem Glauben gelassen, es stehe seine Hinrichtung bevor. Dem Geistlichen, der ihn in der Haft besucht, legt er die Beichte ab. Dann kommt der Tag, an welchem er zum Richtplatz geführt wird. der Narr hat mit allem Irdischen abgeschlossen und betet um Vergebung seiner Sünden. In dem Augenblick nun, in welchem er sein Haupt auf den Richtblock legt, schüttet ihm der Scherge hinter seinem Rücken einen Eimer Wasser über den Kopf. Im Schreck setzt sein Herzschlag aus, und er bricht tot zusammen.

Der Herzog Bonzo von Ferrara und mit ihm das Volk waren tief betrübt über das tragische Ende des einst so beliebten Hofnarren. Der Schreck, welcher dem einen das Leben gerettet, hatte dem anderen den Tod gebracht. Gleiche Ursache hatte gegenteilige Wirkung erzielt. Schuld und Sühne standen in schicksalhafter Verkettung. Ein böses Verhängnis — doch konnte sich der Herzog von Schuld nicht ganz freisprechen.

Aber noch über seinen Tod hinaus sollte Gonella die Veranlassung zu seltsamen Gerüchten und einem großen Schreck sein: Der Totengräber und Wächter des Kirchhofs, Hieronymus, der wegen seines leichtfertigen Lebenswandels in schlechtem Ansehen stand, hatte dem Gonella, als er im Sarg lag, einen kostbaren Ring gestohlen, den dieser von seiner verstorbenen Gattin geerbt und stets getragen hatte. Darauf versuchte der Totengräber sein schlechtes Gewissen mit Alkohol zu betäuben.

In der Nacht nach dem Begräbnis, das mit allem Pomp und Ehren vonstatten ging, erhebt sich ein großer Sturm, der die Äste der Bäume bricht und viel Schaden anrichtet. Als sich das Wetter ein wenig beruhigt hat, geht Hieronymus über den Friedhof, um sich den Schaden anzusehen. Wie er an dem Grabstein Gonellas vorüberkommt, sitzt der Narr dort leibhaftig mit übergeschlagenen Beinen, die Schellenkappe auf dem Kopf. Der Angstschweiß tritt dem Wächter auf die Stirn, und bis in alle Glieder erschreckt, rennt er seiner nahen Hütte zu, in der festen Überzeugung, er habe ein Gespenst gesehen.

Hier verbirgt er sich. Aber es dauert nicht lange, da klopft es an sein Fenster und er erkennt den Narren im Fensterrahmen stehend. „Gib mir meinen Ring wieder oder ich komme in jeder Nacht und störe deinen Schlaf", sagte er mit dumpfer Stimme. Dem Wahnsinn nahe, ergreift Hieronymus irgend einen schweren Gegenstand und schleudert ihn gegen das Fenster. Klirrend fallen die Scheiben heraus. Gonella aber steht unbewegt und spricht: „Morgen komme ich wieder. Zur Strafe für deinen Übermut mußt du mir noch außer dem Ring fünfzig Gulden auf das Fensterbrett legen oder meine Rache wird furchtbar sein." Nach diesen Worten verschwindet er im Dunkel der Nacht.

Schlaflos wälzt der Wächter sich bis zum kommenden Morgen auf seinem Lager umher. Den nächsten Tag ist er völlig verstört, aber kein Mensch wird klug aus ihm. In der Nacht aber hat er tatsächlich den Ring und die fünfzig Gulden, das Ersparnis langer Arbeit, aufs Fensterbrett gelegt. Genau um Mitternacht erscheint der Narr und nimmt mit breitem Grinsen den Ring und das Geld. Dann entweicht er eiligst und zeigt sich nie wieder.

*

Hieronymus schwieg wohlweislich von dem unheimlichen Ereignis jener Nacht. Dennoch mußte er einmal seinem Herzen Luft gemacht haben, denn einiges davon drang ins Gerede des Volks. Dann aber hieß es weiter, Gonella sei infolge des Schreckens bei der „Hinrichtung" nur scheintot gewesen. In der Nacht vor seiner Bestattung hätte er sich aus dem Sarg erhoben, einige Steine hineingetan und wäre dann fortgeeilt, so daß man statt seiner nur Ziegelsteine beerdigt hätte. Eine arme Köhlerfamilie hat ihn später jedenfalls auf dem Weg nach Padua erkannt, wo er noch einige Jahre gelebt haben und zuletzt wirklich gestorben sein soll.

Heiteres aus dem Dudelsack.

Ein paar „Schotten" ohne Bart.

Gesammelt von Ernst Hillebrand.

Ein guter Kenner der schottischen Volksseele soll gelegentlich behauptet haben, es gäbe in Wirklichkeit mehr schottische Witze als schottische Männer auf der Welt. Wenn diese Witze noch nicht allesamt bekannt seien, so könne man das getrost darauf zurückführen, daß dem angeborenen Geiz dieses bemerkenswerten Volks viel an der Geheimhaltung so mancher Witze liege. Denn man könne doch nicht mit Bestimmtheit im voraus sagen, ob sich das eine oder andere Geschichtchen nicht eines Tages gegen klingende Münze verkaufen ließe. Um nun die guten Schotten aus den Höhlen ihrer Schweigsamkeit herauszulocken, haben vor nicht langer Zeit ein paar Engländer sich zusammengetan und öffentlich erklärt, sie würden jeden neuen „Schotten" mit etlichen guten Schilling aufwiegen. Wenn das nicht zieht . . .

Nicht klein zu kriegen!

Nein, sie sind nicht klein zu kriegen, die richtigen Schotten! Sitzen da zwei von ihnen in einem Wirtshaus und trinken einträchtig aus einem Glas Bier. Als der Wirt die Knicker einige Stunden lang in seinem Gastzimmer beherbergt hat, ohne daß einer von ihnen auch nur Miene macht, die geringfügige Rechnung zu begleichen, räuspert er sich kräftig und spuckt laut auf den Fußboden. Das heißt soviel wie „Rasselbande“ oder „Zechpreller“ oder etwas Ähnliches.

„Wir müssen wohl zahlen“, raunen sich die beiden „wilden“ Zecher zu. Aber wer — das ist hier die Frage! Mag das Los entscheiden. Der an Jahren, aber wohl kaum an Weisheit Ältere zückt einen rostigen Penny aus der Tasche. „Krone oder . . .?“ — „Natürlich Krone“, brummelt der Jüngere. „Krone gewinnt!“ Schon wirbelt das Geldstück

„Gewonnen! Keine Krone!“ jauchzt der Ältere. Da wird der andere verteufelt munter. „Feuer, Feuer! Es brennt!“ schreit er durchs ganze Wirtshaus. Kopflos springen die nächsten Gäste von den Sitzen. Der Wirt eilt schreckensbleich herbei. Im allgemeinen Getümmel verschwindet der Verlierer dieser Wette auf Nimmerwiedersehen. Den Älteren aber trifft der Schlag.

„Der Schreck hat ihn getötet!“ bedauern ihn die Leute. Der Tote freilich redet nicht. Wenn er es täte, wäre es dies: „Lieber mit dem Schöpfer im Himmel abrechnen als mit einem Wirt!“

Die beiden Taucher.

Ein Ire und ein Schotte stehen am Rand eines tiefen Weihers und prahlen jeder, wie lange sie zu tauchen vermögen. „Gut, wetten wir!“ schlägt der Ire vor. „Wir springen gleichzeitig ins Wasser. Wer zuerst wieder an die Oberfläche kommt, zahlt dem Gewinner einen Schilling!“ — „Top“, meint der Schotte, „aber ein Schiedsrichter muß dabei sein. So eilen beide ins Dorf und holen sich den Gemeindevorsteher, der gerade seine Freizeit schmauchend verbringt.

Dann springen die Wetthähne ins Nasse. Nach einer unerhört langen Zeit taucht endlich der Kopf des Iren aus den Fluten. Der Mann ist fertig und japst fürchterlich nach Luft.

Aber den Schotten sucht man bis heute noch vergeblich. Er ist gewiß nicht am Herzschlag gestorben, sondern aus — Sparsamkeit!

Ein Spielchen Domino gefällig?

Weltverloren hocken einige Schotten im hintersten und dunkelsten Raum des altrenommierten Wirtshauses „Zum Dudelsack“. Die Männer sind hier zusammengekommen, um eine Partie Domino bei geringstem Verzehr zu spielen. Da just in den Haupträumen großer Betrieb herrscht, bleibt die Anwesenheit der Sparsamen von den Kellnern unbemerkt Wohl liegen die Dominosteine griffbereit auf dem Tisch, aber von den Anwesenden rührt sie keiner an.

So sitzen die Männer einträchtig um einen Tisch und stieren sich ein gutes Stündchen an. Es fällt kein Wort. Nichts regt sich im Raum. Als just kein Ober weit und breit zu erblicken ist, stehen die „Spieler“ auf und verschwinden einer nach dem andern. Auf der Straße treffen sie sich wieder. „Es war ein netter Abend“, lautet die allgemeine Meinung. Aus Furcht, durch das Rücken der Steine, durch Würfeln oder leises Reden einen Kellner herbeizulocken, hat man die Partie an diesem Abend ausfallen lassen. Es war eben ein netter Abend!

Er nimmt den Penny!

Zeit seines Lebens hat ein alter Schotte unter seinen sparsamen Landsleuten ungeheures Aufsehen erregt. Bietet man ihm zwei Geldstücke an, einen Penny und ein Drei-Pence-Stück, so nimmt der verrückte Bursche — eine Schande für ganz Schottland! — stets den Penny. Sowas spricht sich bald herum. Also kommen die Leute von nah und fern, um sich bei dem weißen Raben das seltsame Kunststückchen — für einen Schotten ist es eins! — persönlich zeigen zu lassen. Der Mann ist nicht bei Sinnen! wispert man im Lande.

Als sich der Dummkopf zum Sterben anschickt, fragt ihn ein Nachbar, weshalb er stets so töricht gewesen sei, die kleinere Münze zu nehmen. „Aber Mann“, hustet er, hätte ich nur einmal die drei Pence genommen, so würde mich fortan kein Landsmann mehr vor die Wahl gestellt haben. Es war mein bestes Geschäft!“ Spricht's und stirbt in Frieden. — Solche Geschäfte macht man nur in Schottland!

Die Sache mit dem Dudelsack.

Es berührt eigenartig, zu hören, daß der Dudelsack keine schottische Erfindung ist. Ein irischer Forscher verbürgt sich dafür, daß besagtes Instrument das Licht der Welt in seiner Heimat erblickte. Aber die Iren waren zu musikalisch, um sich länger mit dem dudeligen Sack zu befassen. Einer ihrer Händler verkaufte mehrere an schottische Bauern. Dieser Handel kam nicht ganz ohne einseitige Schadenfreude zustande. Es hieß, der Sack erzeuge die schönsten Flötentöne.

Nun sind die Schotten eine hartnäckige Gesellschaft. Sie kaufen keine Katze im Sack. Und wenn sie etwas für ihr gutes Geld erworben haben, so benutzen sie es bis an ihr seliges Ende. Also spielen die Schotten noch heute ihren Dudelsack, den ihnen die Iren aus Schabernack aushändigten.

Musik wird oft nicht gern vernommen, dieweil sie mit Geräusch verbunden. Doch gekauft ist nach schottischer Ansicht gekauft. Und für die quäkenden Geräusche eines Dudelsacks fühlt sich kein Schotte verantwortlich. Die haben die Iren erfunden, diese Teufelsbraten!

Bunte Chronik

Er laviert . . .

Ein preußischer Prinz besuchte einst den russischen Kaiser, der zu Ehren seines Gastes nicht nur mehrere rauschende Festlichkeiten veranstaltete, sondern ihm auch persönlich viele Sehenswürdigkeiten zeigte. So führte er ihn in das Gebäude der Admiralität. Da hatte man allerdings den hohen Gast schon verschiedene Male hochleben lassen, obwohl das Bankett eigentlich erst einige Stunden später stattfinden sollte. Und es mißfiel dem Zaren sehr, als einer der hohen Marineoffiziere schon jetzt eine deutlich schwankende Haltung zeigte. Nikolaus fuhr den Unglücklichen wütend an: „Was machen Sie denn da?“ Aber der Seebär ließ sich nicht aus der Ruhe bringen: „Majestät, ich laviere!“

Lustige Ecke

Unter Freundinnen.

„Herr Krause sagte mir gestern, daß mein Gesicht und Kopf klassisch seien. Was versteht man eigentlich unter klassisch?“

„Alles, was alt ist!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.